

Devisen sowie den Randfiguren (103–169). Kapitel vier fokussiert schließlich auf die pädagogischen Dimensionen von Text und Bild. Dazu zählt auch die Ikonographie der heiligen Anna, die der Jungfrau Maria das Lesen beibringt (171–209). Das Thema ist in der Forschung breit erschlossen, zur Kenntnis nimmt die Autorin aber ausschließlich Studien, die in englischer Sprache erschienen sind (223–246). Der Stil der Arbeit ist beschwerlich und der Text voller Wiederholungen. Ihre Befunde zu synthetisieren, gelingt Hand nicht, vielmehr klebt im Analyseteil ein Einzelbefund an dem anderen (Befunde, die zum Teil erschreckend naiv und geschichtslos sind). Selbst die Stundenbücher verlieren ihr an inhaltlichen und formalen Veränderungen erkennbares historisches beziehungsweise zeitspezifisches Profil. Geradezu magisch wird im Fazit dafür die ‚Identität‘ von Buch und Benutzerin beschworen. Folgen mag man der Autorin dabei aber nicht; auch vermisst man einen prüfenden Seitenblick auf die Stundenbücher der Männer. Die Arbeit weist die typischen Schwächen einer schlecht redigierten und schlecht betreuten Dissertation auf, die aber nicht als solche bezeichnet wird. Das ist eigentlich schade, denn einige Beobachtungen sind durchaus wertvoll. Diese gehen jedoch unter in der Fülle an Bekanntem und inhaltlichen Doppelungen; über die sachlichen Fehler schweige ich.

Gabriela Signori, Konstanz

Katrin Keller, **Erzherzogin Maria von Innerösterreich (1551–1608). Zwischen Habsburg und Wittelsbach**, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2012, 297 S., 41 s/w, 4 farbige Abb., EUR 35,-, ISBN 978-3-205-78796-9.

Die Vorstellung der frühneuzeitlichen ‚Landesmutter‘ ist in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung vor allem durch die Forschung zu protestantischen Fürstinnen geprägt worden. Erst im vergangenen Jahrzehnt sind die weiblichen Angehörigen der katholischen Fürstenhäuser zum Gegenstand moderner geschichtswissenschaftlicher Analysen geworden.¹ Katrin Keller hat mit Erzherzogin Maria von Innerösterreich nun eine Katholikin in den Mittelpunkt einer Biographie gestellt, die bereits durch mehrere Beiträge für ihren Kunstsinn, ihr Interesse an Musik, ihre Frömmigkeit sowie ihre aktive Rolle bei der Rekatholisierung der innerösterreichischen Länder bekannt ist. Zudem ist ihre Rolle als Ehefrau und Mutter verschiedentlich beschrieben worden. Demgegenüber analysiert Keller – unter Einbeziehung der neueren Forschung zu Fürstinnen der Frühen Neuzeit – vor allem die Handlungsmöglichkeiten, die sich der Erzherzogin aufgrund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen in verschiedene europäische Hauptstädte eröffneten.

¹ So die Schwiegertochter der Maria von Innerösterreich. Vgl. etwa Sabine Weiss, *Claudia de' Medici. Eine italienische Prinzessin als Landesfürstin von Tirol (1604–1648)*, Wien 2004.

Die Verwandtschaftsverhältnisse deuten sich bereits im Untertitel der Biographie an: Maria wurde 1551 als Tochter Herzog Albrechts V. von Bayern geboren, ihre Mutter Anna war eine Tochter Kaiser Ferdinands I. Sie heiratete 1571 ihren elf Jahre älteren Onkel Karl, der seit 1564 Erzherzog von Innerösterreich war. Grundlage und Voraussetzung ihres erfolgreichen Wirkens auf verschiedenen Handlungsfeldern war das „beste Einvernehmen“ (36), in dem die Erzherzogin mit ihrem Ehemann stand. Keller stützt ihre positive Einschätzung auf die vielen Briefe, die sich aus Marias Umfeld erhalten haben. Wie überhaupt die umfangreich überlieferte Korrespondenz eine zentrale Quellenkategorie für diese Arbeit bildet, die mitunter sehr private Einblicke in Wertvorstellungen und Handlungsweisen vermittelt. Die an Maria gerichtete Korrespondenz stammt von mindestens 154 Personen, zahlreiche ihrer Briefe sind in verschiedenen Archiven Europas nachweisbar. Eindrucksvoll kann Katrin Keller nachweisen, wie die weit gespannten verwandtschaftlichen Beziehungen der Erzherzogin durch Briefe, aber auch mit Geschenken und Reisen ausgeweitet und lebendig gehalten wurden. Ihr Netzwerk umfasste etwa jene Klientel, die sich Fürstinnen verschufen, indem sie Ämter, Ehre oder Geld vergaben, sowie Personen, die als regelrechte Informantinnen und Informanten zu bezeichnen sind. Geschickt agierte Maria auf dem Feld der Eheschließungen, einer traditionellen Betätigung von Fürstinnen. Die Töchter wurden nach Polen, Siebenbürgen, Spanien und Italien verheiratet. Eher ungewöhnlich für die Zeit ist es, dass Maria die jungen Frauen an ihre neuen Wohnorte begleitete, womit sie aber auch enge Verbindungen zu den Ehemännern knüpfen konnte.

Nach ihrer Eheschließung widmete die Fürstin sich aber zunächst in Graz ihrer eigenen, rasch wachsenden Familie. Als ihr Ehemann 1590 verstarb, lebten noch zwölf Kinder. Die in den Briefen nachweisbare Fürsorge und Zuneigung der Mutter ihnen gegenüber stand keineswegs im Gegensatz zu der strengen Erziehung, in der die katholische Glaubenspraxis eine zentrale Rolle spielte. Maria war von großer persönlicher Frömmigkeit, aufgewachsen während des strikten Vorgehens ihres Vaters gegen den Protestantismus in Bayern, und zeigte sich zeitlebens geprägt durch dessen enge Verbindung zu den Jesuiten. Ausführlich schildert Keller die Glaubenspraxis der Fürstin. Diese fühlte sich als ‚Landesmutter‘ und als Katholikin brüskiert, als sich die Protestantinnen und Protestanten in Innerösterreich ihren Bemühungen entgegenseetzten, sie zur katholischen Kirche zurückzuführen. Die Auseinandersetzung mit den evangelischen Ständen bildete schon ein zentrales Thema der Herrschaft Karls, denn die Mehrheit des in Innerösterreich ansässigen Adels bekannte sich zur Lehre Luthers. Brisanz erhielt die Situation dadurch, dass er bei der Abwehr der Osmanen als Landesherr auf die Unterstützung des Adels angewiesen war. Welche Rolle spielte Maria in dieser Zeit? Keller folgt hier den Thesen, die für protestantische ‚Landesmütter‘ entwickelt wurden, und geht davon aus, dass die Erzherzogin als Teil des Fürstenpaares verschiedene politische Handlungsfelder hatte, etwa die Möglichkeit, Fürbitten vorzubringen und Gehorsam von den Untertanen zu fordern, aber auch die Verpflichtung, für deren Wohlergehen zu sorgen. All dies eröffnete ihr das bereits erwähnte „beste Einvernehmen“ mit ihrem

Ehemann. Wie bei anderen Fürstinnen ist ihrem Briefwechsel zu entnehmen, dass sie kleinere politische Zerwürfnisse ausgleichen konnte – auf eher informellem Weg.

Ihrem Glauben entsprechend trat Maria in Fragen der Religion entschieden auf, als Fürstin konnte und musste sie ihrer Kirche „mütterlichen“ Schutz und ihre Fürsorge“ (105) zukommen lassen. Auch ihr politisches Testament, das Maria 1591 verfasste, unterstreicht ihre katholische Haltung. Schwierig wurde es, wenn sich das konfessionelle Umfeld von der Glaubensüberzeugung der ‚Landesmutter‘ unterschied. Den Widerstand der Stände gegen ihre Politik sah Maria folgerichtig als ‚Aufruhr‘ an, und sie betrieb aktiv den Austausch des lutherischen Hofpersonals. Ein anderes Verhalten pflegte Maria hingegen im Hochadel: Zu protestantischen Fürstinnen hatte sie gute Kontakte.

Größere Handlungsfelder eröffneten sich Maria, nachdem sie 1590 Witwe geworden war. Zwar hatte Karl seine Frau zur Mitvormünderin, nicht aber zur Regentin ernannt, sie übernahm aber dennoch zunächst die Herrschaft für ihren Sohn Ferdinand, der in Ingolstadt dem Studium nachging. Vom Kaiser erhielt sie nicht dauerhaft das von ihr gewünschte Maß an Mitverantwortung als Regentin, was sie gegen ihre habsburgische Verwandtschaft aufbrachte. Bereits ein Jahr später übernahm Erzherzog Ernst die Regentschaft, Maria stand ihm zunächst mit Vorbehalten gegenüber, akzeptierte ihn aber schließlich, unter anderem weil er ihre Ratschläge durchaus annahm. Da keine Schreiben in ihrem Namen verschickt wurden, ist es allerdings nicht einfach, ihren tatsächlichen Einfluss auf die Regierungsgeschäfte konkret nachzuvollziehen.

Dass der Erbe auf Wunsch Marias zunächst an seinem Studienort Ingolstadt verblieb, um dort bei den Jesuiten zu studieren, ist von der Forschung bisher als Ausdruck von Herrschsucht interpretiert worden: Maria habe dadurch ihre Einflussmöglichkeiten in Graz erhöhen wollen. Dagegen argumentiert Keller, das Verhalten der Erzherzogin könne auch als Ausdruck politischen Weitblicks und Sorge um das Seelenheil gesehen werden, denn nur auf diese Weise konnte sie den Sohn dem von ihr als negativ angesehenen Einfluss der evangelischen Stände entziehen.

1595 kehrte Sohn Ferdinand nach Graz zurück, er wurde ein Jahr später für volljährig erklärt. Zwar gelang es ihm, überall die Huldigung zu erlangen und eigenständig zu agieren, aber seine Mutter wurde weiterhin als ‚Jesabel‘, als Feindin der Religion, geschmäht und ihr wurde die enge Verbindung zu den Jesuiten vorgeworfen, denen gegenüber sie aber durchaus vorsichtig agierte. Drei Jahre später spitzten sich die Konflikte mit den Lutheranerinnen und Lutheranern erneut zu. Konfessionspolitisch verfolgte Maria weiterhin die Aufhebung der Brucker Pazifikation von 1578, mit der ihr Mann ein Einvernehmen mit den Adligen seines Territoriums, nicht aber – aus Sicht Marias – mit den Städten hinsichtlich der Konfessionszugehörigkeit getroffen hatte. Ferdinand setzte die Gegenreformation in Innerösterreich intensiv und teilweise gewaltsam durch. Auch nach seiner Eheschließung blieb Maria eine zentrale Instanz im Territorium; ihr Sohn bestimmte sie zur Regentin, wenn er für längere Zeit das Land verließ. Im Bruderzwist des Hauses Habsburg nahm Maria bis zu ihrem Tod eine aktive Rolle ein, indem sie die Position ihrer Söhne gegenüber Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias verteidigte.

1608 verstarb die Erzherzogin. Gleich zwei Grabmäler und ein Kloster stiftete sie selbst zu ihrem Gedenken. Etliche ihrer Schmuckstücke bestimmte sie zu Hauskleinodien. Zwar hatte sie bereits zu Lebzeiten den Besitz ihrer Familie um zahlreiche Gegenstände, die in der Schatzkammer ihren Platz fanden, bereichert, doch ist sie keine Kunstsammlerin von hohem Rang gewesen. Ein höherer Stellenwert kommt Marias Rolle bei der Musikpflege zu. Geprägt durch ihre musikalische Erziehung konnte sie auf unterschiedliche Weise zum höfischen Musikleben in Graz beitragen, weswegen sie vor allem durch ihre Musikbegeisterung, aber auch durch ihren Beitrag zur Gegenreformation in Innerösterreich in Erinnerung geblieben ist.

Katrin Keller hat eine sehr gut lesbare Biographie vorgelegt, in welche der neueste Stand der Frauen- und Geschlechtergeschichte fast unauffällig eingewebt ist. Die vielen, zum größten Teil farbigen Abbildungen tragen zur Anschaulichkeit dieser Lebensgeschichte bei. Vielleicht weniger anschaulich, aber doch von übergeordnetem Interesse wäre es, einmal katholische und evangelische ‚Landesmütter‘ in ihren Überzeugungen, ihren Handlungsrahmen und ihrem Agieren systematisch miteinander zu vergleichen. Das in der Biographie aufbereitete Material zu Maria von Innerösterreich böte dazu eine exzellente Quellengrundlage.

Anke Hufschmidt, Hagen

Francisca Loetz, **Sexualisierte Gewalt 1500–1850. Plädoyer für eine historische Gewaltforschung** (= Historische Studien 68), Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag 2012, 249 S., EUR 29,90, ISBN 978-3-593-39720-7.

„Sexualisierte Gewalt“ über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten zu untersuchen, erscheint zumindest aus zweierlei Gründen als herausfordernde Tätigkeit: Zum einen stellt sich aus erkenntnistheoretischem Blickwinkel das Problem, inwieweit die in den Quellen dokumentierten Handlungen unter dieser modernen Kategorisierung subsumiert werden können. Gegenwärtige Begriffe wie Vergewaltigung oder Kindesmissbrauch finden ihre äquivalente Bedeutung nämlich nicht beziehungsweise nur ansatzweise in strafrechtlichen Delikt-kategorien der Vergangenheit. Aus forschungspragmatischer Perspektive stellt sich zum anderen die Frage, auf welche Art und Weise mit einer Form von Gewalt umgegangen werden soll, die sich über verschiedene Delikte erstreckt und mit der sich mitunter unterschiedliche Gerichte und Behörden befassen. Vorwürfe sexueller Gewalt wurden nicht nur in Gerichtsprozessen, bei denen die Anklage auf „Notzucht“ oder „Missbrauch“ lautete, erhoben, sexuelle Gewalt kann etwa auch in der schriftlichen Überlieferung von „Unzuchts-“, „Inzest-“ oder Ehescheidungsverfahren thematisiert werden.

Im vorliegenden Buch beschäftigt sich Francisca Loetz unter anderem genau mit diesen epistemologischen Herausforderungen. Das erklärte Ziel der Autorin ist es